

Nadine Filippov

Vergeudete Tage

Es ist still im Haus, ich sitze an meinem Schreibtisch und schaue aus dem Fenster. Ich spüre, wie das grelle Licht vom Mond an mir vorbei wandert. Ich wache vom Träumen auf, als ich meine Mutter von der Spätschicht nachhause kommen höre. Es ist 19 Uhr 42, als ich auf die Uhr gucke. Vor mir liegen hunderte Bücher, ich habe noch einiges vor mir. Mein Herz rutscht mir in den Magen, als ich merke, was ich noch alles bis zum Abgabetermin morgen erledigen muss. Ich beneide meine Mutter, sie hat ihren Tag schon hinter sich, und ich, ich habe meinen Tag vergeudet. Die müden Schritte meiner Mutter, die Treppe hinauf gehen. Sie kommt mit einem aufgesetztem Lächeln in mein Zimmer rein. Sie legt geschnittene Äpfel neben mich auf meinen Stapel Bücher. Sie schaut in mein Gesicht, welches so weiß ist wie meine Wand, und umarmt mich fest. Ich spüre, wie ein salziger Regen über mein Gesicht fließt, während meine Mutter mir in mein Ohr flüstert „Wir überstehen diese Zeit gemeinsam, ich bin bei dir“. „Danke“ flüsterte ich schluchzend zurück. Mit einem Kuss auf die Stirn verlässt sie mein Zimmer, ich höre, wie sie leise hinter der Tür anfängt, zu weinen. Ich schaue mit nassem Gesicht auf meine Uhr, 22 Uhr 24. Ich nehme tief Luft, und rede mir ein, dass ich es nicht schaffen werde. Wann wird diese Zeit enden, wann wird Mama wieder glücklich sein, wann wird das Leben wieder einen Sinn haben? Trotzdem nehme ich mein Stift in die Hand und schreibe weiter...

Kann man das aushalten?

Ich liege in meinem Bett. Die Nacht um mich herum ist pechschwarz. Der Mond, den ich durchs Fenster sehen kann, wird von dunklen Wolken verhüllt. Ich soll schlafen, aber ich kann nicht. Von neben an höre ich meine Mutter, wie sie eine Bierflasche gegen die Wand wirft und nach mir ruft. Vermutlich soll ich ihr ein Bier holen. Aber ich rühre mich nicht. Ich kann nicht. Ich tue so, als würde ich schlafen. Es wäre schön, wenn ich es könnte. Aber ich kann nicht. Meine Blicke schweifen durch den Raum. Schemenhaft sehe ich die Silhouetten meiner Möbel. In der Ecke stehen meine Eishockeyschläger, meine Pokale und Medaillen. Sie tragen einen Mantel aus Staub. So lange war ich nicht mehr draußen. Sport machen, Freunde treffen geht nicht und auch die Schule ist zu. Meine Blicke schweifen weiter. Auf meinem Schreibtisch türmen sich Bücher, Hefte und Blätter. Der Schreibtisch bricht bestimmt bald unter ihrer Last zusammen. Das ist mir gleichgültig, denn Papa ist tot, Mama hat ihren Job durch Corona verloren und trinkt seither nur noch Alkohol. 20 Flaschen Bier am Tag. Und weil sie mit Trinken beschäftigt ist, räumt hier auch niemand mehr auf. Ich kann das nicht mehr. Unsere Wohnung sieht aus wie eine Müllhalde. Mein Zimmer auch, denn meine Mutter schmeißt ihren Müll zu mir rein. Ich kann nicht aufräumen, denn all unsere Putzsachen hat Mama aus dem Fenster geworfen, auch unseren Kühlschrank. Aber das ist Mama egal. Wir haben eh kein Geld, weder für neue Putzsachen noch für Lebensmittel. Ich esse immer bei Ben. Dort lerne ich auch. Ben ist mein bester Freund. Auch seiner Meinung nach, stehen wir uns sehr nahe. Aber für mich ist er mehr, viel mehr! Ich weiß aber nicht, wie ich ihm meine Gefühle zeigen soll. Meine Blicke schweifen weiter. Meine Blicke bleiben auf der Wand über

meinem Bett hängen. Dort kleben Fotos. Auf einem Bild sieht man eine Familie. Glückliche wie aus dem Bilderbuch. Mutter, Vater und ein Kind. Ich. Auf dem Bild sieht man mich und meine Familie und hinter uns einen Elch im Sonnenuntergang. Wir waren in Schweden gewesen. Das war der schönste Urlaub aller Zeiten.

Aber diese Zeiten sind vorbei. Papa ist seit zwei Wochen tot. Er hatte Corona. Am Tag davor war ich noch mit ihm Fahrrad fahren.

Es war super schön gewesen. Am Abend hat Papa Fieber bekommen, 39°C und mehr. Er konnte nichts mehr schmecken, noch nicht mal Mamas guten Kartoffelsalat und riechen konnte er auch nichts mehr. Wir haben dann den Krankenwagen gerufen. Sie

haben ihn mitgenommen. Zwei Tage später ist seine Uhr des Lebens dann stehen geblieben. Er ist tot. Sie wollten ihn noch retten, es hat aber nichts mehr genützt. Wir durften nicht zu ihm.

Mama und ich hatten auch Corona, aber nicht so schlimm. In der Quarantäne hat Mama dann den Alkohol für sich entdeckt. Nun trinkt sie nur noch. Wenn ich etwas von ihr möchte, schreit sie mich an. Ich kann das nicht mehr aushalten. Aber zum Glück habe ich Ben. Von ihm habe ich auch ein Bild. Dort sieht man uns bei

einem Eishockeyspiel, Arm in Arm. Unsere Mannschaft hat gewonnen. Die Halle war voll. Das waren noch Zeiten. Ben ist super. Ich liebe ihn, ich weiß aber nicht, ob er mich auch liebt. Ich

hoffe es. Ben hat eine super nette Familie. Sie haben mir angeboten, immer zu ihnen zu kommen. Aber kann ich jetzt noch gehen? Neben mir an der Wand zerbricht eine Bierflasche. Es ist so schlimm. Ich kann das nicht mehr aushalten. Ich will hier weg, ich

will zu Ben. Ich will ihm alles erzählen. Ich hoffe, er versteht mich. Ich muss hier weg. Ich brauche Hilfe. Ich kann das nicht mehr. Es geht nicht mehr. Ich muss hier weg. Dringend!

„Window“ - Joji

13:31 Uhr. Ein Blick auf die Uhr verrät mir, dass ich bereits seit 6 ½ Stunden ununterbrochen arbeite. Ein ermüdendes Tippen kommt mir von meinem überhitzten Computer entgegen. Nur noch wenige Stunden. Meine Augen sind rot unterlaufen vom Arbeiten.

Ich schaue sehnsüchtig zum Balkon. Man kann erkennen, wie meine Blumen wachsen, wie ich wachse, wie alles um mich herum wächst. Man muss es düngen, Wasser geben, die Sonne muss scheinen. Dann wächst alles. Ob ich bereit dafür bin, ist eine Frage, die nie jemanden über die Lippen gelaufen ist.

Ich seufze und widme mich wieder dem grellen Licht zu, das droht, meine Identität zu stehlen. Es hilft ja nichts, meine Arbeit muss trotzdem erledigt werden. Jedoch hat mich meine Konzentration schon beim ersten Blick zur Uhr verlassen.

Also stehe ich auf und hole mir ein Glas Wasser. Ohne eine Pause würde ich mich wohl kaum fokussieren können. An meinem Fenster stehend erlaube ich mir einen schüchternen Blick nach draußen. Es braucht nicht lange und mein Augenausdruck schwenkt zum gegenüberliegenden Haus, an dem ich ein bekanntes Gesicht sehe.

Ein scheues Lächeln huscht mir über die Lippen. Honigbraune Augen funkeln mich an und führen ihren Weg zum Balkon fort. Während ich an meinem Glas nippe, pustet die Person gegenüber Rauch aus ihren Lungen. Sie hält die glühende Zigarette gekonnt zwischen ihren Fingern.

Um nicht wie ein Stalker auszusehen, wende ich mich von meinem Fenster ab, und widme mich wieder meinem Computer zu. Was bleibt ist ein leises Summen, was ich als Musik wahrnehme. Die Gedanken kreisen mit der Melodie. Als ich wiederholt auf die tickende Uhr schaue bemerke ich, dass es nur

noch wenige Stunden sind. Jeden Tag wartete ich auf den Abend, an dem wir uns trafen. Immer am gleichen Ort. Immer zur selben Zeit.

Die Minuten verstreichen schleichend langsam, und die Nacht bricht heran. Die umhüllende Dunkelheit machte mir Angst. Die Schatten werden wie Dämonen, die Wände kaum sichtbar. Doch der Gedanke wieder den sehnlichen Kontakt zu haben, wischt meine Sorgen weg.

Wie jeden Abend sind die roten Lichter des gegenüberliegenden Hauses an. Wie jeden Abend bewegt sich das innere der Lavalampe im rötlichen Schimmer. Meiner Meinung nach, eine der schönsten Farben.

Wie in einer Trance bewege ich mich zum Fenster. Das Schimmern des Mondes mischt sich mit den Laternen der Straße und lässt die Szenerie im Einklang wirken. Das allzu bekannte Gesicht, welches ich sofort beim Betreten des Balkons erkenne, senkt den Kopf und schaut auf ihr Handy. Nun stehe ich gegenüber von ihr. Wir beide so nah und doch trennt uns ein Abgrund.

Auf dem Boden viele beschäftigte Menschen, die in ihrer eigenen Welt leben, mit Masken vor dem Mund und großen Abstand, in Angst davor, sich zu nähern.

Doch hier oben sieht es ganz anders aus. Der Wind weht sanft durch meine Haare und Nachtvögel gleiten durch die Luft. Es ist kühl, aber doch glühen meine Wangen.

Und wieder treffen sich unsere Augen, wie am Mittag zuvor. Uns beiden huscht ein Lächeln übers Gesicht, welches immer größer wird. Und wie letzte Nacht, und die Nacht davor, sitzen wir zusammen und genießen unsere Gesellschaft. Wir können reden als würden wir uns unser Leben lang kennen. Jeden Tag, und doch gehen uns niemals die Gesprächsthemen aus.

Wir unterhalten uns über alles und tauschen Musik aus. Besonders zwei Lieder wiederholen sich immer und immer wieder. Es sind unsere Lieblingslieder, die uns das Gefühl geben, näher

beieinander zu sein. Es fühlt sich persönlich an, den Lieblingssong von ihr zu hören. Den Song, den sie beim Arbeiten hören würde, bei dem sie jedes Mal mitsingt, und was mich für immer an sie erinnern wird.

Bereits jetzt, wo alles von ihrem Lieblingslied „Window“ von Joji begleitet wird, noch viel magischer als alles andere zu wirken scheint, kann ich unsere nächste Begegnung kaum erwarten.

Marlene Koser

„Fear- Current Joys“



13:31 Uhr. Ich schaue aus dem Fenster, die Sonne steht zwar schon wieder hoch am Himmel, aber es fühlt sich immer noch wie gestern Abend an. Mein Magen knurrt, ich esse nicht, ich arbeite. Die analoge Uhr an meiner Wand habe ich schon vor einer

Ewigkeit abgehängt, nachdem das standhafte Ticken schon begonnen hat, meine Nerven zu fressen. Blumen, die ich mir in meiner letzten realen Mittagspause auf die Schnelle selbst geschenkt hatte, stehen nun schon längst staubtrocken auf dem Deck meines Nachttisches. Ich fühle mich immer bedrückter. Jedes Mal wenn mein Blick aufs Neue nach langem Kämpfen doch zu dem Stapel halb leerer Kippen-schachteln schwenkt, welchen ich schon aus Frust in eine finstere Ecke verbannt hatte, spüre ich wieder dieses brennende Gefühl in meinem Inneren. Aufs neue dreh´ ich die Musik am abgenutzten Regler noch lauter als zuvor, um das Gefühl zu betäuben. So laut, dass es fast schon mehr in meinen Ohren schmerzt, als dass ich noch den Drang verspüre, aus all dem hier auszubrechen. Verträumt leitet mich mein schweifender Blick zum Fenster.

Nachdem mein Blick nun nicht mehr an den endlos getippten Worten auf meinem Bildschirm klebt, sucht er erneut Halt. Ich starre ihn an. Er lächelt mich an. Warum ich mit sofortiger Wirkung nur noch dazu in der Lage bin, mich auf dieses berauschte Gefühl zu fokussieren, verrät mir nur der wohltuende Gedanke an die Vergangenheit. Alles war so viel einfacher und Nähe war keine Sorge, der man sich bewusst war. Ich kann nicht anders als zurückzulächeln. Wie magnetisch leitet mich ein Gefühl auf den Balkon. Nicht mal der Weg nach draußen sorgt dafür, dass ich dem Verlangen standhalten kann. Ich zünde schon während des Herausgehens hastig eine Kippe an. Während die Person am Fenster mir gegenüber aus ihrem Wasserglas trinkt, und ihr Leben im Griff zu haben scheint, nehme ich einen tiefen Zug und denke darüber nach, ob ich mich dafür schämen sollte, dass ich erneut in meiner Sucht ertrinke, oder ob ich mich auf das erlösende Gefühl fokussiere. Meines Bedauerns nach verschwindet die vor mir sitzende Silhouette aus meinem Sichtfeld. Was mir bleibt ist der Ausblick auf zahlreiche wirklich wunderschöne Blumen.

Das Verschwinden meines Gegenübers reißt mich doch schneller als gedacht zurück in die Realität. Vor lauter Melancholie denke ich über mein Leben nach. Ich bin müde, immer ratlos gequält auf der Suche nach dem Richtigen Weg, dem Richtigen Ziel. Meine Gedankengänge finden jedoch immer wieder zurück zu der vorherigen Begegnung. Haben wir vielleicht dasselbe Ziel? Immer wenn es beginnt, Abend zu werden, sehen wir uns nahezu um dieselbe Uhrzeit. Gehen wir am Ende der täglich neu ablaufenden Zeit, nicht alle sowieso wieder mit denselben ungleichen Gedanken ins Bett?

Das Verschwinden der Sonne in kompletter Dunkelheit umgibt mich in einem Gefühl der Sicherheit. All die kleinen Lichter, die mir beim Verlieren meines Zeitgefühls im Panorama der Stadt Gesellschaft leisten. Doch eines funkelt am schönsten in meinen Augen. Schimmernd blau verziert eine Lichterkette die Szene seines Balkons. Ich finde mich auf meinem Balkon wieder. Als ich von meinem Handy hochschaue, wird mein Blick schon längst erwartet. Schüchtern lächelnd. Wir schenken uns unsere Worte, als wenn wir uns schon ewig kennen. Musik wäre nun das Einzige, dass diesen surrealen Moment noch besonderer machen könnte. Bereits jetzt, wo alles begleitet wird von seinem Lieblingslied „Fear von Current Joys“. Noch viel magischer als alles andere zu wirken scheint, kann ich unsere nächste Begegnung kaum erwarten.

Kurzgeschichte: Die letzten 5 Monate



Meine Bettdecke umhüllt mich. Es ist warm. Mein Wecker klingelt, um die Uhrzeit, die ich vor 5 Monaten eingestellt hatte. Ich stehe auf, mein Kopf dröhnt und ich seufze. Meine Klamotten für den Tag hängen am Kleiderschrank. Nein. Ich entscheide mich für Jogginghose, wie die letzten 5 Monate. Mein Spiegelbild sieht müde aus, ich sehe müde aus. Heute Make-Up? Nein, meine Augenringe kann kein Concealer mehr überdecken. Mama kommt rein. Mein iPad zeigt eine neue Nachricht an „Videokonferenz, Französisch, 8:00 Uhr“. Ich gucke auf die Uhr, 7:58 Uhr. Ich schlürfe meinen Kaffee, welchen mir meine Mutter auf mein volles Regal gestellt hat. Ich öffne Moodle – mein ständiger Begleiter seit 5 Monaten. Meine Sorgen und Gedanken in meinem Kopf sprudeln über. Unsicherheit kommt in mir hoch. Mein Bauch meldet sich. Ich habe Hunger. Nein, ich kann nichts essen, gleich wird die Anwesenheit geprüft. Mit zitternder Hand drücke ich auf den Knopf, den jeder fürchtet. „Mikrofon An“. Ich hoffe keiner lacht, keiner macht sich lustig, keiner redet über mich. Ich habe es geschafft. Nun ist es vorbei. Erleichterung macht sich in mir breit. Ich höre meinen Namen. Aber ist es wirklich mein Name? Durch das Rauschen in meinen Ohren verstehe ich den Namen nicht, den

die Lehrerin ein zweites Mal wiederholt. Einen kurzen Moment lang habe ich Hoffnung, dass es nicht mein Name ist. Doch zu spät. Es ist mein Name. Ich bekomme Panik. Was soll ich tun? Was soll ich sagen? Was sagen die anderen vielleicht zu meiner Aussage? Lachen sie mich aus? Ein zweites Mal an diesem Tag muss ich den Knopf drücken, den jeder hasst: Mikrofon An.

Emily Söntgen, Josefine Büllesbach, Timeea Klein

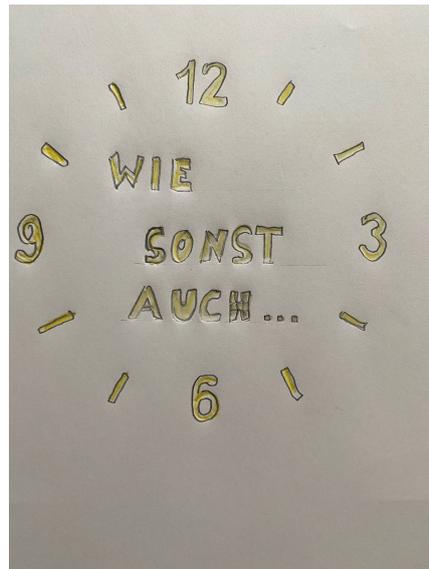
Monatelang

Ich sitze an meinem Schreibtisch, vor meinen Hausaufgaben und ahne Böses als ich meine Mutter die Treppe hochtrampeln höre. Mir schnürt sich die Lunge zu, als sie die Türe aufreißt und ich sehe, dass sie den blauen Brief in der Hand hält, vor dem mich meine Lehrer warnten. „Was soll das denn?! Du bist eine Schande für unsere Familie!“ Von der einen auf die andere Sekunde bildet sich ein Kloß in meinem Hals und ich kann meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie rennen aus meinen Augen über mein ganzes Gesicht. Ich schluchze und wische die Tränen weg. „Es tut mir leid Mama, aber sich alles selber beizubringen setzt mich eben unter Druck.“ „Du ertrinkst gleich in Selbstmitleid, Larissa. Ich bin in der genau selben Situation wie du und ich bekomme auch alles auf die Reihe“, erwidert Mama verständnislos. Voller Wut und Enttäuschung verlässt Mama das Zimmer, knallt meine Türe mit voller Wucht zu und trampelt die Treppe wie ein Elefant herunter. Also nehme ich mir meine Jacke, in der sich die grüne Knolle befindet, die ich gestern hinter der Schule verkauft bekommen habe, setze mich an mein offenes Fenster, auf die

Fensterbank und bastle mir meine Knolle zurecht, um erstmal darauf klar zu kommen, was Mama gerade zu mir gesagt hat. Warum sieht Mama nur noch das Schlechte in mir und nicht, wie viel Mühe ich mir eigentlich gebe? Sie ist doch überhaupt nicht in derselben Situation wie ich und kann meine Probleme gar nicht nachvollziehen. Sie geht doch zur Arbeit und hat einen einigermaßen abwechslungsreichen Alltag, während ich monatelang alleine vor dem Laptop sitze, von allen Seiten mit Stress und Druck beschüttet werde und mit meinen Problemen alleine bin. In diesem Moment fällt mir auf, dass es schon Mitte der Woche ist und ich von meinen Hausaufgaben noch nichts geschafft habe. Ich habe aber auch keine Motivation dafür, überhaupt noch anzufangen, da ich sowieso nichts hinkriege und keiner an mich glaubt. Alles, was ich versuche, ist sinnlos. Ich möchte doch nur so sein wie sie, wie meine Geschwister. Ich fühle mich, als wäre ich weniger wert als sie. Nur, weil die so gut in der Schule sind. Ich stoße meinen Kopf ungewollt am Fenster als ich bemerke: Meine Augen werden kleiner, mein Kopf freier und mein Rausch größer.

Florentine v. Brauchitsch

Wie sonst auch



Es ist ein Tag wie jeder andere, es ist acht Uhr, wie sonst auch. Mia und Lara machen Frühstück, Müsli und Cafe, wie sonst auch. Sie reden über die Zeit vor Corona, dem tödlichen Virus, der die Welt zum Stehen bringt. Nichts bewegt sich mehr, es steht alles still. Ein Blick aus dem Fenster, man sieht nichts, man hört nichts, Totenstille. Nur Mia und Lara in ihrer zwei Zimmerwohnung, sie schauen einen Film, so wie sonst auch. Sie bewundern die Welt, die tollen Bilder, die atemberaubenden Städte, aber nur im Fernsehen. Draußen steht die Welt noch still. Der Film ist vorbei, die tollen Momente verblasst, sie waren wieder in ihrer Welt, zurück in der zwei Zimmerwohnung. Sie sitzen auf dem Sofa, sie essen Chips, sie reden nicht, sie schweigen sich nur an, so wie sonst auch. Sie wissen nicht mehr was sie erzählen sollen, sie leben nur noch in ihren Erinnerungen und nicht in dieser tödlichen Corona Welt. Sie waren mal beste Freunde, sie wollten ein Jahr reisen und arbeiten, sie haben Träume, sie haben eine Vorstellung von ihrem Leben. Sie sitzen da, von dem Klingeln der Tür

geweckt. Sie stehen auf, hoffen auf ein Wunder, jemand anderes, jemand Neues, doch es ist nur ihr Einkauf. Der Rewe-Lieferant, wie sonst auch. Sie ziehen sich Masken und Handschuhe an, von ihnen war nichts mehr zu sehen, sie sind allein, allein in ihrer Schutzhülle aus Stoff. Sie nehmen das Essen entgegen, geben das Geld ab und gehen wieder zurück, zurück in ihr Gefängnis, wie sonst auch...